

(Nachdruck verboten.)

18]

Cressy.

Roman von Bret Harte.

Da Seth augenscheinlich die Absicht hatte, ihr in den Weg zu treten, blieb sie stehen und erhob warnend die rechte Hand. Trotz des Luches und der Haube lag in ihrer Haltung eine gewisse Würde. „Worte, die nicht mehr zurückzunehmen sind, Seth Davis,“ sagte sie hastig, „sind zwischen Ihnen und meinem Mann gefallen. Aus'm Weg also, damit ich vorbeikann.“

„Aber nicht zwischen Ihnen und mir, Tante Rachel,“ sagte er mit bittender Stimme, indem er die altgewohnte Anrede brauchte. „Gegen Sie hab' ich nichts — und das kann ich beweisen durch das, was ich Ihnen sagen will. Ich komm' nicht mein'wegen, denn was mich und Euch alle angeht,“ fuhr er mit bösem Blick fort, „da giebt's in ganz Kalifornien nicht Gold genug zu dem Ehering, der mich und Cressy zusammenhalten könnt'. Ich wollt' Ihnen bloß sagen, daß Sie betrogen und zum Narren gemacht werden. Während Sie in die Kirch' rennen und Hiram sich mit Pa'rumbalgt und Joe Masters herumlungert, und mit jedem hingeworfenen Knochen zufrieden ist, hat der niederträchtige, scheinheil'ge Panteeschulmeister Ihre Tochter im Arm.“

„Laßt das, Seth Davis,“ sagte Frau Mc Kinsty ernst, „oder sind Sie Mann genug, das einem Mann zu sagen? Das ist Hiram's Sach'.“

„Ei, wenn er's schon weiß und 'n Aug' dabei zudrückt? Ei, wenn er damit zufrieden ist, bloß um sich bei den verdammten Pantees' lieb Kind zu machen?“ fragte Seth boshaft.

Wilder Zorn ergriff Frau Mc Kinsty, doch mehr aus banger Furcht wegen ihres Gatten Grundlosigkeit, als wegen des Vergehens ihrer Tochter. Dennoch sagte sie verweisend:

„Das ist gelogen. Wo sind Ihre Beweise?“

„Beweise?“ entgegnete Seth. „Wer schleicht sich ums Schulhaus und redt heimlich mit'm Lehrer, und wer bringt ihn mit Cressy vor den Leuten zusammen? Ihr Mann. Wer schleicht sich alle Nachmittag' mit dem schuftigen Schulmeister davon? Ihre Tochter. Wer steckt immer heimlich zusammen? Ihre Tochter und der Schulmeister. Beweise? — Fragen Sie jeden. Fragen Sie die Kinder. Sieh da — Du, Hans — komm' mal her.“

Er hatte sich plötzlich nach einem Brombeerstrauch am Wege gewandt, hinter welchem der Lockenkopf Hans Fülgens aufgetaucht war. Der aus der Schule heimkehrende Junge legte sorgfältig Tafel, Bücher und seine Frühstückstasche, welche zur Hälfte mit Brombeeren von der nämlichen Unreife wie er gefüllt war, zu Boden und kam heran.

„Hier ist 'ne Dime“, Hans, da kaunst Dir Bonbons kaufen,“ redete ihn Seth an mit dem Bemühen, sein erregtes Gesicht zu einem Lächeln zu bringen.

Hans Fülgens' kleine, von den Beeren beschmückte Hand schloß sich eilig über dem Geldstück.

„Nun lüg' nicht. — Wo ist Cressy?“

„Bei ihrem Schah.“

„Recht so. Was für 'nen Schah.“

Hans zögerte. Er hatte den Lehrer einmal mit Cressy zusammen gesehen; die andren Kinder hatte er unter einander erzählen hören, daß sie sich liebten. Aber als er Seth und Frau Mc Kinsty ansah, fühlte er, daß etwas viel Schlimmeres als das von ihm verlangt würde, und da er ehrlich war und ersünderisch, meinte er, daß das Geld auch verdient werden müsse.

„Red nur, Hans, und hab' keine Angst.“

Hans hatte keine Angst — er dachte nur nach. Wichtig! Ihm fiel ein, daß er seinen „Prinzen“ — den prächtigen Stacey, eben am Grenzlande her hatte kommen sehen. Was war poetischer und effektvoller, als ihn mit Cressy in Verbindung zu bringen. Prompt antwortete er:

„Herr Stacey. Er gab ihr 'ne Uhr und 'n Ring von

*) Ein Dime = 10 Cents war damals die kleinste Münze in Kalifornien.

echtem Gold. Sie wollten nach Sacramento — Hochzeit machen.“

„Du verlog'ner Bengel,“ rief Seth und faßte ihn hart an. Doch Frau Mc Kinsty legte sich ins Mittel.

„Lassen Sie den Jungen los,“ sagte sie mit funkelnden Augen. „Ich habe mit Ihnen zu reden.“

Seth ließ Hans fahren. „Das ist 'n Unsinn,“ warf er ein, „er ist von dem Ford bestochen.“

Doch nachdem Hans hinter dem Busch Deckung gefunden hatte, wollte er ihnen noch eine Probe geben — mit That- sachen.

„Ich weiß noch mehr,“ rief er.

„Geh weg, dummer Jung,“ braute Seth auf.

„Scheriff Briggs ist über die Grenz' geritten mit 'm Haufen Männer und Pferden,“ erzählte Hans eifrig, um nicht unterbrochen zu werden. „Ich hab' sie geseh'n. Maur Harrison sagt, sein Vater wollt' den alten Mc Kinsty 'raus- jagen. Hurra!“

Frau Mc Kinsty richtete ihr gebräuntes Gesicht scharf nach Seth. „Was sagt er da?“

„Nichts als Kinderei,“ antwortete er, halb scheu, halb trotzig ihrem Blick begegnend. „Und wenn's wahr wär', dann wär's Hiram Mc Kinsty ganz recht.“

Voll Argwohn legte sie ihm die Hand auf die Schulter. „Aus'm Weg, Seth Davis,“ rief sie und schob ihn beiseite. „Wenn das 'ne Niederträchtigkeit von Ihnen ist, sollen Sie's büßen.“

Sie ging an ihm vorbei auf Hans zu, der aber bei dem Nahen der großen Frau mit den bösen Augen die Flucht ergriff. Sie zögerte einen Moment, drohte Seth mit der Hand und eilte in der Richtung nach dem Grenzlande davon.

Sie hatte der Erzählung des Knaben nicht so viel Glauben geschenkt wie den schlimmen Enthüllungen Seths. Wenn irgend eine Nichtswürdigkeit im Gange war, würde Seth, überzeugt von Cressys Untreue und ohne weitere Hoffnung auf die Vermittlung ihrer Eltern, das schon wissen. Wenn Hiram nicht gewarnt worden, stat er noch in seinen albernen Träumen von Verfeinerung. Um diese Zeit war er mit seinen Leuten bei dem Vieh auf der Weide; um sich zu überzeugen, mußte sie selbst nach der Grenze gehen.

Sie erreichte das Wäldchen von Silberpappeln und Sykomoren, und ein paar hundert Meter weiter gelangte sie zu dem sanft nach Süden sich abflachenden Abhange, welcher schließlich in die das strittige Gebiet ausmachende Wiese aus- lief. Trotz Stacey's abfälliger Kritik über seinen Wert hatte eine gewisse Ironie der Natur diesen Schauplatz von wildem Hader, Gewaltthätigkeiten und Blutvergießen zu einer eigen- artig friedlichen Landschaft gestaltet. Der sanfte Abhang zeigte sich im Frühling als ein Teppich von himmelblauen Blumen und war später dicht angefüllt mit Mariposas. Ueber die Wiese zog sich in verschiedenen Krümmungen ein Streifen Erlengebüsch, welches einen hier seltenen Wasserlauf andeutete, von dem in der trockenen Jahreszeit nur ein kleiner Teich übrig blieb, in dem der unveränderlich blaue Himmel sich spiegelte. Man hatte keinen Versuch gemacht, die weite Fläche zu bebauen; Sandhafer, Senf und üppiges Gras ließen sie als ein buntes Meer erscheinen, dessen Wogen so hoch gingen, daß Roß und Reiter davon verdeckt wurden. Selbst die Spuren menschlichen Kampfes, die ausgerissenen Pfähle und umhergesträuten Zaunreste wurden für immer darunter verborgen. Inmitten der Fläche, in der Nähe des Wasser- laufes stand Mc Kinsty's Scheune, deren bauchige Wände das darin geborgene Heu kaum zu fassen vermochten, so daß es aus allen Oeffnungen hervortrat. Besorgt schaute Frau Mc Kinsty darauf hin. Kein Zeichen von Leben, keine Regung ließ sich in der Nähe gewahren, wie immer stand das Gebäude da, einsam und verlassen. Doch als sie den Blick nach rechts wandte, sah sie jenseits des Wasserlaufes, wie das grüne Grasmeer sich regelmäßig bewegte, und was diese Bewegung hervorrief, erkannte sie aus den breitkrämpigen Hüten, welche in der Richtung auf die Erlen sich näherten. Er war kein Zweifel mehr, von der andern Seite war eine Menschenmenge im Anzuge.

Ein Ruf und das Galoppieren von Pferden hinter ihr gab ihr einige Erleichterung. Sie hatte kaum Zeit, beiseite zu

treten, als ihr Mann und seine Leute auch schon vorbeisagten. Es bedurfte nicht des wütenden Rufes: „Die Garrisons haben uns ausgekauft,“ um ihr klar zu machen, daß die Krisis gekommen sei.

Sie hielt den Atem an, als die Kavalkade vorbeiraste und die Richtung nach dem Wasserlauf nahm, und sie konnte gewahren, wie die Bewegung des Grafes bei dem unvorhergesehenen Angriff plötzlich aufhörte. Dann gedachte sie der Scheune. Sie konnte der Sammelplatz werden, wenn sie zurückgetrieben würden — ein Bollwerk für den Fall der Belagerung. Für solche Fälle waren in dem Heu Waffen verborgen. Sie wollten hinein, die offenen Thüren verschließen und sich bereit halten, sie zu verrammeln.

Sich duckend und das hohe Gras aufsuchend, damit sie von der andren Seite nicht gesehen werde, lief sie dahin, bis sie die Scheune von der Rückseite erreichte. Das hinderliche Tuch hatte sie abgeworfen, der breite Hut war herabgesunken und hing ihr an den Bändern über die Schultern, so daß das silbergraue Haar ihr wie eine Mähne über den Rücken herabfiel; Gesicht und Hände waren von den Dornen blutig gerissen und weiß vom Staube. Doch unverdrossen eilte sie weiter wie ein gehetztes Tier, bis sie den von hohem Grase eingeschlossenen Pfad erreichte, und halb fallend, halb stolpernd gelangte sie atemlos bis zur Scheune.

Doch wie groß war dort der Kontrast! Im ersten Augenblick konnte sie kaum glauben, daß sie den Waldbrand mit dem wilden Ruf ihres Vaters in den Ohren und der dahinsrasenden Kavalkade vor Augen verlassen hatte. Die Grenzfläche lag verborgen in dem hohen Grasmeere, dessen Wogen die wütenden Reiter für immer verschlungen zu haben schienen. Die volle Scheune, aus deren Fenstern und Thüren das Heu hervorquoll, das Flattern und Zwischern der Schwalben und Elstern um die offenen Sparren und die beweglichen Schatten der darüber hinschwebenden Krähen, das einschläfernde Summen der Bienen auf dem wilden Senf, der die Wände mit seinen gelben Blüten halb verdeckte, das leise Rieseln des Wassers in einem der alten, von den Indianern herrührenden Brunnen, welchem der Ort seinen Namen verdankte — das alles berührte das harte, wilde Weib so eigenartig, wie es seit ihrer Jugend nicht geschehen war. Einen Augenblick lang überkam sie eine friedliche Ruhe, die sie nie gekannt hatte; aber mit ihr kam auch das wilde Bewußtsein, daß ihr das eben jetzt entrissen werden sollte, und der Gedanke brachte ihr Blut wieder in Wallung. Eifrig horchte sie nach der Wiese hin; noch ließ sich kein Schießen vernehmen — es war noch Zeit, die Scheune zur Verteidigung in stand zu setzen. Sie eilte nach der Vorderseite und ergriff den Nagel der halboffenen Thür. Ein leiser Schrei, der halb wie ein Lachen klang, ließ sich von drinnen hören, dazu das Rauschen eines Kleides, und als sie die Thür aufriß, schlüpfte eine helle Gestalt durch das hintere Fenster. Das in das dunkle Innere hereinsinkende Sonnenlicht beschien nur die aufrecht stehende Gestalt des Lehrers — John Ford.

Die erste Ueberraschung und Verwirrung über die Störung des Rendezvous, welche Fords Wangen höher gefärbt hatten, machten einer besorgten Miene Platz, als er das blutige Gesicht und die zerzausten Gewänder bemerkte. Sie sah es. In ihrer Voreingenommenheit erschien ihr das als ein Beweis schwerer Schuld. Ohne ein Wort schloß sie die gewichtige Thür und legte ganz allein den riesigen Nagel vor. Dann wandte sie sich gegen ihn und wuschte sich den Staub vom Gesicht und Armen mit Hilfe ihres zerrissenen Gutes und in einer Weise, welche ihn an ihr erstes Zusammenreffen erinnerte.

„War Cressy hier?“ fragte sie.

Er zögerte, indem er sie noch verwundert betrachtete.

„Lügen Sie nicht!“

Er fuhr auf. „Das thue ich überhaupt nicht, entgegnete er entrüstet. „Es war —“

„Was brauch' ich da viel zu fragen,“ unterbrach sie ihn und wies auf Cressys Hut, einige Bücher und einen zerplückten Strauß wilder Blumen auf dem Heu; „ich will's auch gar nicht wissen. In fünf Minuten ist entweder ihr Vater hier, oder die verfluchten Garrisons, die ihn ausgekauft haben, schwärmen um die Scheun' und wollen sie in Besitz nehmen. Wenn das hier“ — und dabei wies sie auf die erwähnten Dinge — „so viel heißt, daß Sie zu uns gehö'n und Bitter und Süß mit uns teilen wollen, dann heben Sie 'mal den Heuhaufen da auf und holen Sie 'ne Flint' vor, daß sie uns helfen. Wenn das 'was andres heißt, dann verstopfen Sie sich da im Heu, bis Hiram kommt und für Sie Zeit hat.“

„Und wenn ich keines von beiden thue?“ fragte er trotzig.

Mit unfählicher Verachtung sah sie ihn an, „Da ist's Fenster — steigen Sie durch, eh' ich's zumach'. Wenn Sie Hiram sehen, sagen Sie ihm, Sie haben 'n altes Weib hier gelassen, daß sie den Platz verteidigt, wo Sie sich mit seiner Tochter immer verbrochen haben.“

Bevor er noch antworten konnte, wurde fernes Schießen vernommen, das sich gleich darauf wiederholte. In zorniger Aufwallung ging er an das Fenster, schaute nach ihr zurück — verriegelte es und trat wieder zu ihr.

„Wo ist die Flinte?“ fragte er fast ungestimmt.

„Ich dacht' mir, daß Sie das zurückbringen würd',“ sagte sie und zog unter dem Heu eine lange, mit geteilter Leinwand überzogene Kiste hervor. Sie enthielt Pulver, Kugeln und zwei Flinten, von denen er eine ergriff.

„Darf ich vielleicht wissen, um was es sich bei dem Kampf hier handelt?“ fragte er trocken.

„Sie könnten sagen „Cressy“, wenn sie“ — und dabei deutete sie nach der Richtung, aus welcher das Schießen zu vernehmen war, „Sie fragen sollten“, entgegnete sie mit gleicher Trockenheit. „Nu' stellen Sie sich aber da oben auf dem Boden auf und seh'n Sie, was kommt.“

Er ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern kletterte eilig nach dem ihm angewiesenen Platze, froh, aus der Nähe der Frau zu kommen, welche er in diesem Augenblick beinahe haßte. In seiner blinden Leidenschaft für Cressy hatte er es bisher immer unterlassen, an diese Verwandtschaft zu denken; die Mutter hatte ihn in einer Weise daran erinnert, die selbst für seine Gefühle gegen die Tochter gefährlich wurde; sein Geist war ganz mit der unsinnigen, ärgerlichen und völlig hoffnungslosen Lage beschäftigt, in welche er gebracht worden war. In der Bitterkeit seiner Gedanken war das Gefühl für persönliche Gefahr ihm so weit abhanden gekommen, daß er den Wunsch hatte, es möchte bei dem in Aussicht stehenden Handgemenge eine Kugel seiner Thorheit ein Ende machen und ihn aller Verantwortlichkeit entheben. Mit einem wütenden Weibe in einer Scheune eingeschlossen, in gefehwidrigem Kampfe für fragwürdige Rechte — dazu mit dem Bewußtsein, daß eine ebenso fragwürdige Leidenschaft ihn hineingetrieben habe und daß sie das wisse — schien ihm der Tod der einzige Ausweg, um der Erklärung zu entgehen, die er niemals geben konnte. Was ihn noch besonders schmerzte, war die Ueberzeugung, daß Cressy sein Opfer gar nicht zu schätzen wissen, vielmehr in diesem Augenblick vielleicht sich gemächlich über die schöne Verwirrung freuen würde, in welcher sie ihn zurückgelassen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Keine schreckensvollere Vorstellung hat die Phantasie der Völker erdacht als die von der unentrinnbaren Unsterblichkeit.

Unter der Hellenenjonie freilich schimmerte der Unsterblichkeits Traum als höchste der Bommen in heiterem Glanz. In ewiger Jugend freuten sich die Götter Griechenlands des endlosen Lebens, das ihnen die Gnade der Menschen verlehren. Sie schmansten und liebten, dächten und dachten, und bei ausgelassenen Zwischenpielen und tolen Abenteuer rann ihnen die Zeit in der unerlöpfligen Sanduhr — ein immer vergnüglicher Wechsel, ohne Verfall und Erschlaffung, in Schönheit und Kraft, und die blühende Fähigkeit, zu genießen und zu jubeln, die Gewalt, zu herrschen und zu schmieden, wellte niemals.

Aber auch schon der lichte Griechengeist sah den schwarzen Schatten der Unsterblichkeit. In der Unterwelt litten die Verdammten die Unsterblichkeit der Qual, der ewig sich erneuernden. Doch war es eben nur das Leidende, das beurteilte Leben, dessen Verewigung als Schreden empfunden wurde. Das Dasein selbst schien in der Fülle seiner bunten Reize, so lange es von jungen, starken und schönen Menschen gelebt wurde, als ein nie versiegender Born der Freude — demmaßen, daß seine Ausdehnung ins Unendliche zum göttlichen Ideal ward.

In dieses Lichtmeer der unsterblichen Seligkeit warf nun die gigantisch grübelnde Verzweiflung am Leben die Marterfrage: Ihr verwünscht die Notwendigkeit des Todes und ererbt ewiges Dasein — wie aber würdet Ihr Euer Schicksal erst versuchen, wenn es Euer Los wäre, niemals sterben zu können, wenn weder Feuer noch Gift, weder Schwert noch Krankheit es vermöchte, den Tod herbeizurufen? Die lodende Hoffnung des Ewig-Leben-Königs wandelt sich jäh in den Schredgedanken des Ewig-Leben-Kaisers. Und Ahasverus, des ewigen Juden Gestalt erstand, des Menschen, der zur irdischen Unsterblichkeit verurteilt ist, der niemals den Frieden des Vergehens findet, den Alter und Wunden und all' die zahllosen Mittel der Lebensvernichtung nicht zerstören, der gezwungen ist, zu

Leben, die Bürde des Daseins zu tragen, wie sehr er sich sehnt, zu sterben wie die andren Menschen. Das Thor des Todes bleibt ihm verriegelt, an dem er pocht und härt, die Jahrtausende hindurch.

Der Schlaraffengedanke des ewig währenden Lebensgemisses, der die griechische Götterwelt besänzte, zeigt im Ahasverus-Mythos die düstere Rehrseite: die Marter des unentrichtbaren Lebens, denn die Gnade des Endes nie zu teil wird, eine Qual, die tausendfältig peinvoller ist als die Unentrichtbarkeit des Todes, als das strenge Naturgesetz, das jedem Werden die Auflösung kündigt.

Und wahrlich, der Gedanke des Sterben-Müssens verliert den letzten Rest des Furchtbaren, wenn man sich vorstellt, das Los des Nichtsterben-Könnens wäre der Menschheit auferlegt. Das Ahasverus-Schicksal würde die Welt zur Hölle machen, und die süße Gewohnheit des Lebens würde zur Schreckensherrschaft, wenn es zur Ewigkeit verflucht wäre. So sehnt sich denn der Mensch, der den Tod fürchtet, schließlich gar nicht nach ewigem Leben. Nein, der Tod soll als Erlöser im Hintergrunde bleiben, aber er soll erst kommen, wenn man ihn ruft, man will das Dasein nach freier Wahl verzögern oder beschleunigen, man will ein wenig besser, ein wenig schöner leben, als es das naturgesetzliche Walten des Vergehens verhängt. Die Menschen wollen ein Mittleres zwischen dem finsternen Jzwang des ewigen Lebens und der harten Unvermeidlichkeit des Todes. Man will mit der Notwendigkeit spielen können, und in Freiheit das Ziel seiner Tage bestimmen können.

Indessen auch dieses Gefühl erweist sich bei näherem Nachdenken ebenso als eine äffende Täuschung des schäumenden Lebensdranges wie die Vision des ewigen Seins. Es wäre eine Pein ohne Ende, wenn der Mensch die Wahlfreiheit hätte, sein Leben nach Wunsch zu verlängern und den Tod nach Willkür zu rufen. Das ganze Dasein würde dann nichts als eine folternde Vorbereitung zum Selbstmord. Es gäbe dann überhaupt keinen süßen, friedlichen Tod mehr, sondern jeder Tod würde zum ängstigenden verzweifelnden Selbstmord.

Alle Phantasien, die über die gesetzlichen Notwendigkeiten der menschlichen Natur hinausstreben, erweisen sich schließlich als Spulgedanken, deren Erfüllung das Leben vernichten würde. Insofern leben wir wirklich in der besten aller Welten, als am Ende des Lebens in ehernem Jzwang, groß, erhaben, allzwingend und unbezwingbar der Tod aufrecht steht. Wir können uns in schweifendem Wahn wohl andre Dornungen erfinden, aber keine hält die Prüfung aus, wenn man ihren menschlichen Glücksgehalt denkend durchschaut. Das Leben würde entwertet, wenn nicht das Schicksal des Todes, ungenügend und aller menschlichen Willkür trotzend über ihm waltete. So, an den phantastischen Vorstellungsmöglichkeiten der zügellosen und unklar sehenden Einbildungskraft gemessen, verliert der Tod seine Grausamkeit. Er wird zum erhabenen Fatum, das zur edlen Erfüllung des Daseins weise drängt. An der milden Fadel des Todes entzündet das Leben seinen Zauber. Weil und nur weil der Tod unser Schicksal ist, gewinnt das Leben sein Recht und seine Größe, seinen Stolz und seine Pracht. Der Tod ist es, der zur Freude mahnt, zur schaffenden Arbeit, zur vernünftigen Ordnung der Gesellschaft, zur Kunst und zu jeglicher Kulturleistung. Der Tod bedingt und gewährt all unser Menschenglück. Beschägen wir das Sterben nicht, so gäbe es nichts Unsterblichen in der Menschheit. Der Tod gebiert die Zukunft — nicht sowohl in einem irdischen Himmelreich als in dem irdischen Schaffen der Sterblichen.

Das Christentum hat den Tod verleumdert. Es gab ihm die Attribute der nagenden Wüster und des Verweilungsgeistes, der klappernden Knochen und der würgenden Wildheit. Der christliche Totentanz ist eine finstere Parodie auf den lustigen Tanz des Lebens, der eigentlich nur eine merkbare Sünde ist. Man lernte das Leben unter dem abschreckenden Bild jener Frau sehen, die — gleichsam ein anatomisches Demonstrationspräparat für die christliche Lehre der Weltflüchtigkeit — im Angesicht von gleichender teuflischer Schönheit ist, während unter dem Gewande die Brüste vom Krebs zerfressen sind. Das irdische Dasein wurde zum verzerrten Todeskampf, dem von der frechen Sinnelust paradiesische Schönheit entzogen wird, um die sündigen Seelen dem wahren Heil zu entfremden. Der Tod selbst kommt als milderer Gesell, als grausamer Quäler und Folterknecht, und zugleich doch als Befreier und Erlöser, der aus dem Jammerthal hinausführt, der den Weg zum besseren ewigen Leben erschließt.

Der Christenheit mußte mithin das Totenfest nicht als ein Tag des Schreckens und des Schmerzes erscheinen, sondern als eine Feier der Hoffnung. Die Kirche mußte dem Volke das Recht der Freude gestatten, der Freude der Erwartung jenseitiger Selbsteiten. Das Volk mußte denn auch das Recht auf Freude, das ihm die Christlichkeit gewährte, ohne gerade in seiner gesunden Daseinskraft peinlich zu wägen, ob es sich um freute über das bald zu erwartende Jenseits oder das — Diesseits, denn das Grab noch fern. In katholischen Ländern hat noch heute das Totenfest ein fast heiteres Gepräge. Die bunten Kränze und die brennenden Lichte auf den Gräbern besäugen den Kirchhöfen den holden Sämund des in der Helle tanzenden Lebens. Abends führt man in den Theatern Schwänke auf, und in den öffentlichen Sälen kommen die Christen zusammen, und es wird vergnüglich gesungen und musiziert. Zudem man der Toten, die man geliebt, wehmütig denkt, freut man sich herzlichlich, daß man selbst noch im rosigen Lichte wandelt. Der Tag der Toten ist ein Volksfest des Lebens.

Anders ist der Totensonntag in protestantischen Gegenden. Ein grauer oder Hall busfertiger Zerkerzung unwillkert den Tag.

Die Polizei wacht über das Seelenheil und die rechte Weiße, indem sie die künstlerischen Darbietungen streng sortiert. Die Polizei, nicht das innere Empfinden, bestimmt das Ritual unsres nordischen Ahnentkultus; sie zählt die Thränen, die wir zu weinen haben, und sie lenkt mit Seelenfesseln unsre Vorstellungen vom Tode und vom Leben.

Eine andre, reinere Totenfeier zient denen, deren Arbeit und Mühsal sich in der Erhöhung des irdischen Lebens erschöpft. Uns ist der Gedanke des Todes nur eine Mahnung, dem Leben Größe und Würde zu erringen, die beschiedene Frist der Tage voll zu erfüllen. Im Angesicht der Gräber, die unsre Freunde bergen, verweist uns das Kleinliche, Niedrige und Feige des täglichen Daseins. Der stolze Mut, der Menschheit ein freies glühendes Heldenglück zu schaffen, reißt sich empor an den Wälen der unentrichtbaren Vergänglichkeit. Der Totensonntag ist eine Feier des Lebens. —
Joc.

Meines Feuilleton.

00. Eine Belchrung. Der Geheimrat war wütend. Mit großen Schritten lief er in seinem eleganten Arbeitszimmer auf und ab. Manchmal blieb er stehen und horchte nach dem Korridor, aber draußen war alles still. Erst nach einer ganzen Weile wurden Schritte laut. Eine helle Stimme pffte eine Melodie, gleich darauf wurde die Thür aufgerissen und ein junger Mann erschien auf der Schwelle. Er blieb stehen und sah zu dem Geheimrat hinüber, der ihm gerade den Rücken wandte, dabei zog er eine etwas wenig respektvolle Grimasse, als dächte er bei sich: „Ach so — schlecht Wetter!“ Aber, wenn er es dachte, sprach er es nicht aus, er zog die Thür hinter sich zu und trat ein. „Da wäre ich Papa!“

„So? — wärs Du da?“ Der Geheimrat fuhr heran: „eine geschlagene halbe Stunde warte ich schon, was soll denn das heißen, mich so warten zu lassen?“

„Ich bin doch erst eben nach Hans gekommen, Esse sagte mir, daß Du mich sprechen wolltest. Was ist denn los?“

„Das fragt er auch!“ Der Geheimrat schlug die Augen gen Himmel, dann trat er auf den Sohn zu und rüttelte ihn an der Schulter: „Sage mal, was fällt Dir denn ein? Wie kannst Du Direktor Brod so brüskieren? Ist das ein Betragen? Unerhört ist das von Dir! Du kompromittierst unsre ganze Familie.“

„Als wie ich?“ Der Sohn machte ein verdutztes Gesicht. „Und Brod brüskiert? Hat sich der etwa bei Dir beklagt? Worüber?“

„Um ihu noch so, als wüßtest Du von nichts!“ schrie der Geheimrat.

„Ich weiß aber thatsächlich von nichts.“

„Franz werde nicht unverschämte!“ Der Geheimrat stemmte die Hände in die Seiten und stellte sich vor den Sohn hin. „Wenn Du Deine Ideen nicht bei Dir behalten kannst, mußt Du sie gerade vor Brod ansprechen!“

„Ach so! Daher weht der Wind!“ Der Sohn stieß einen Pfiff aus, mit einem Seufzer der Erleichterung ließ er sich in einen Sessel fallen.

„Wenn es weiter nichts ist! Ich habe Brod widersprochen, weil er Blödsinn quaddelte. Das ist das Ganze.“

„Mußt Du ihm denn widerreden? Halt' doch Deinen vorlauten Schnabel. Ich habe Brod widersprochen,“ er ästete den Ton seines Sohnes nach: „Natürlich! Brod ist ja auch irgend wer, dem jeder Hans Kiel in die Welt widersprechen kann.“

„Ungezogen bin ich nicht geworden, Papa.“ Franz wurde gereizt. „Und im übrigen, wer ist denn Brod? Dein Vorgesetzter doch nicht!“

„Nein, aber 'n Bekker von seiner Frau, und das weißt Du, und ich bitt' mir aus, daß Du darauf Rücksicht nimmst!“ Der Geheimrat wurde ordentlich erbost. „Solche Redensarten will ich nicht noch mal hören, wie heute mittag am Stannitzsch. Mein Sohn, der schon so viel Kläger ist wie alte Leute! Mein Sohn, der sich zum Socialisten ausbildet, der —“

„Das hat er gesagt? Das ist ja zum Totsachen.“ Franz schlug in die Hände.

„Ach das kommt Dir noch lächerlich vor?“ Des Geheimrats Augen sprühten: „sag mal, weißt Du eigentlich, was Du gethan hast? Dir ist's wohl ganz egal, wie das ausgelegt werden kann, ja? Dir ist's wohl ganz gleichgültig?“

„Jott, Papa sie leumen ihu ja Alle als Schwächer! Da würde doch kein vernünftiger Mensch was drauf geben, und die ganze Gesellschaft vor nicht halb so schlimm. Fräulein Walter siug an von den Arbeitslosen. Vor der Zeitungsexpedition hätten so viele gestanden. Ein Wort gab das andre, und dieser verriechte alte Keck, der Brod meinte, die Arbeitslosigkeit wäre gar nicht so groß, aber die Leute wollten nicht arbeiten! Na nu sag mal, soll man da —“

„'n Schnabel halten, soll man,“ schrie der Geheimrat. „Dummes Wetter, wenn er dummes Zeug redet, laß ihn doch! Bist Du verpflichtet, ihn zu belehren?“

„Ich habe mir gar nicht erlaubt, ihn belehren zu wollen, ich habe nur gesagt, das könnte ich mir nicht denken, und es wäre doch auch festgestellt, daß so und so viele Entlassungen stattgefunden hätten und dann hab' ich ihm gesagt, daß in seinen Eisenwerken doch auch 'n paar hundert Mann entlassen wären.“

„Zawohl und von armen Arbeitern hast Du gesprochen und daß etwas für sie geschehen müsse und was dergleichen mehr ist. Ich

kann es nun heute mit anhören, daß mein Sohn in Socialismus macht."

"Aber Papa, den Wöbsum des Alten konnte man nicht unwidersprechen lassen", Franz wurde lebhaft. "Die Arbeitslosen schimpft er faule Gesellschaft, da soll man still sein? Nein, für so dumm will ich nicht gehalten werden!"

"Laß ihn Dich doch halten für was er will. Was gehen Dich denn die Arbeitslosen an? Siehst ja, wie es Dir ausgelegt wird, wenn Du Dich für sie ins Zeug legst."

"Nein Papa, das ist ganz unmöglich, ich habe mich für niemand ins Zeug gelegt. Wir haben die Frage diskutiert, woher die Arbeitslosigkeit kommt, er sagte von der Faulheit, ich sage von den schlechten Geschäften. Das ist alles. Im übrigen habe ich nur gesagt, was wir hier schon hundertmal besprochen haben. Du bist in dem Punkt ja doch derselben Meinung wie ich!"

Aber der Geheimrat fuhr herum: "Meinung? Ach was, Meinung! Hast Du 'ne Meinung? Kannst ja eine haben! Sehr schön, wenn man 'ne Meinung hat! Behalt' sie aber gefälligst für Dich, oder bringe sie da an, wo man derselben Meinung ist. Wie oft soll ich Dir denn noch sagen, vor den Leuten muß man zu allem Ja sagen, dann kommt man am allerweitesten." —

— **Papyrus-Formate und Preise.** Die Normalgröße eines Papyrusblattes aus der ägyptischen Fabrik in Kegypten betrug, wie die „Papier-Zeitung“ mitteilt, im 8. und 9. Jahrhundert unter der Herrschaft der arabischen Kalifen etwa 2 Meter in der Länge und 0,60 Meter in der Breite. Ein solches Blatt hieß Kartas und wurde auch in $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$ und $\frac{1}{4}$ Größe ausgegeben. Kleinere Stücke hießen Tumar (1 Tumar = $\frac{1}{6}$ Kartas), und auch diese gab es wieder in $\frac{1}{2}$ und $\frac{1}{3}$ Größe. (1 Kartas kostete $\frac{1}{4}$ Dinar = 1,0625 Gramm Gold = 2,38 M.) Um diese Zeit ging die Papyrus-Fabrikation bereits stark zurück infolge des durch die Araber zu Begium des 8. Jahrhunderts eingeführten Gebrauchs von Lumpenpapier. Die Kegypter erzeugten zu Beginn der arabischen Herrschaft, im 7. und 8. Jahrhundert, Papyrus von guter Beschaffenheit in den Staatsfabriken. Diese waren in der byzantinischen Zeit dem comes largitionum sserarum (Vorsteher der heiligen Gaben) unterstellt, nun trat an dessen Stelle der ägyptische Steuerdirektor, der wieder dem Statthalter verantwortlich war. Die während der arabischen Herrschaft aus diesen Fabriken stammenden Papyrusblätter tragen oft arabische amtliche Warenzeichnungen, die in Koran- oder andern Sprüchen, den Namen der Statthalter und Steuerverwalter und den Jahreszahlen der Herstellung bestehen. Da diese Papyri auch in christliche Länder ausgeführt wurden, verlangte der Kaiser von Byzanz die Unterlassung der den Christen anstößigen arabischen Schriftzeichen und Koran-Sprüche und drohte mit Vergeltungs-Maßregeln in Gestalt der Aufprägung ähnlicher, den Mohammedanern unliebsamer christlicher Zeichen und Sprüche auf die griechischen solidi, Goldmünzen, welche in Kegypten das ausschließliche Gold-Zahlungsmittel der Araber waren. Dieser Streit führte zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen dem Kalifen und dem Kaiser von Byzanz, zum Ausfuhr-Verbot des Papyrus seitens des Kaisers und zur Gründung der national-arabischen Münze. —

Aus dem Tierleben.

— Die Dominikaner-Möwe verdient, schreibt der „Prometheus“, zu den bösen Geistern der Geologen gerechnet zu werden, denn Racoviza erzählt von ihr in seinen Berichten von der Südpolarfahrt der Belgica (1897—1899) folgende Streiche. Sie ist ein großer Liebhaber von Muscheln und ist besonders gierig auf Napfschnecken (Patella-Arten), die sie von den Iffereisen losreißt und zu ihrem Futterplatz trägt, wo sie den Inhalt verzehrt und die Schalen wegwirft. Nach dem Verzehren der einen holt sie eine andre, kehrt wieder nach ihrem Futterplatz zurück und so fort, bis sie ihren Appetit gestillt und die Ueberreste ihrer Mahlzeit — 10 bis 12 Schalen jedesmal — an einer über dem Meere belegenen Stelle auf dem Felsboden angehäuft hat. Da es nun an den antarctischen Küsten viele solcher Möwen giebt, die seit vielen Tausend Jahren Muschelbänke in höheren Niveaus über dem Meere anlegen, Ueberreste, die sich allmählich mit dem Felsgerölle mischen und zu festen Schichten cementiert werden, so lassen sich gewisse bedenkliche Folgen mit einiger Sicherheit voraussagen.

Eines Tages kommt ein Geologe mit seinem Hammer und untersucht die Iffer. Aus einer vom Gerölle gebildeten Schicht löst er eine Muschelschale, der eine zweite, dritte, vierte folgen; es ergibt sich eine ganz aus Muschelresten gebildete Bank. Seinem kundigen Auge entgeht nicht, daß es sich um die muschelartige Schale einer Schnecke handelt, die noch heutigen Tages in dem dortigen Meere lebt. Er muß also daraus schließen, daß das Niveau des Meeres, welches ebendam so hoch war, daß jene Muschelbank sich bilden konnte, seitdem beträchtlich herunter gegangen sei und wird vielleicht darüber eine gelehrte akademische Abhandlung schreiben und dafür einen Preis erhalten, und die Dominikaner-Möwen, welche die Bänke da oben zusammengetragen haben, können über die Sorglosigkeit der Menschen in ihren Schüssen lachen! —

Technisches.

— Imprägnieren des Holzes im Altertum. Manche Erfindungen aus grauer Vorzeit sind im Schutt der Jahr-

tausende vergraben, weil sie unvollkommen waren oder weil das Volk des Erdens im Strome der Zeit dahingegangen ist, ohne eine sichtbare Spur zu hinterlassen. Infolge des Fortschritts der Wissenschaft und der Technik taucht zuweilen nach Jahrtausenden dieselbe Erfindung wieder auf, um unauffälligam verbessert und zum Wohle der Menschen verwandt zu werden. Eine derartige Erfindung ist das Imprägnieren des Holzes, um seine leichte Entzündbarkeit zu beseitigen. Heute wendet man allgemein zu diesem Zwecke Alaun, Eisenvitriol, Borax, Wasserglas oder andre Stoffe an. Aber man hat es kaum dahin gebracht, daß das Holz durch diese Behandlung völlig flammensicher wurde. Wenn man einem Zeugnis des Aulus Gellius (etwa 150 n. Chr.) in seinen Attischen Nöchten XV 1 Glauben schenken darf, wäre dieses Problem im Altertume gelöst worden. Gellius und andere Zuhörer begleiteten eines Tages den Rhetor Antonius Julianus nach Hause. Als sie an den Mons Cispinus kamen, sahen sie ein Haus mit seinen zahlreichen Stockwerken brennen und rings umher ein gewaltiges Flammenmeer. Einer der Genossen macht dabei eine Bemerkung, die man heute kaum mehr hört. Er sagt: „Die Einkünfte der städtischen Besitztümer sind bedeutend, aber die Gefahr ist groß. Wenn es ein Mittel gäbe, daß es in Rom nicht so beständig bräunte, dann hätte ich meine ländlichen Besitzungen veräußert und dafür städtische gekauft.“ Da weist ihn Julianus auf eine Stelle in den Jahrbüchern des Claudius Quadrigrarius hin, an der ein Mittel angegeben sei, das unbedingt dahin führe, daß ein aus Holz gebantes Haus nicht brennen könne, auch wenn die Flammen ganz hindurchgingen. Der Annalist erzählt an dieser Stelle: Als Sulla im Jahre 86 v. Chr. im Kampfe gegen Mithridates Athen hart bedrängte, ließ Archelaus, der Feldherr des Mithridates, zum Schutz des Piräus einen hölzernen Turm erbauen. Sulla rückte heran, vertrieb die Griechen, ließ Holz ansfahren und Feuer an den Turm legen. Lange setzten die Römer ihre Versuche fort und hörten nicht auf, das Holz anzuzünden. Aber der Turm widerstand, in dem Grade hatte Archelaus alles Holz mit Alaun getränkt (ita Archelaus omnem materiam obleverat alumine). Sulla wurde stungig, weil das Holz nicht brennen wollte und mußte seine Soldaten zurückziehen. Wie es später mit dem Turm wurde, wird uns nicht erzählt, wir wissen aber, daß Sulla nach harter Belagerung das ausgehungerte Athen und seinen Hafen erlöste. — (Köln. Ztg.)

Humoristisches.

— Elegantes Französisch. Parvenu: „... In Hause sprech' ich mit meiner Frau nur französisch, so daß uns von dem Dienstpersonal kein Mensch versteht!“

Besuch: „Aber die französische Gouvernante —?“

Töchterchen: „Die erst recht nicht!“ —

— Beruhigung. Geschäftsfräulein (dem soeben ein alter Kunde in die Wade gekniffen, entrückt zu ihrer Kollegin): „Dieser unverzähmte Mensch!“

Kollegin: „Ach, sei doch vernünftig — es war ja nur ein Geschäftskniff!“ —

— In der Leihbibliothek. Bote: „Bitte um einen interessanten neuen Roman!“

Gehilfe: „Hier das Verbotenste, was wir haben!“ — („Flieg. Bl.“)

Bücher-Einlauf.

— Fritz Bleh: „Hochlandminne.“ Lieder aus Alt-Tirol. Berlin. F. Fontane u. Co. —

— Kurt Kram: „Die vornehme Tochter.“ Romane. Berlin. F. Fontane u. Co. —

— Hermann Bang: „Das weiße Haus.“ Roman. Berlin. S. Fischer. —

— Max Grad: „Die Overbeds Mädchen.“ Roman. 2 Bände. Berlin. F. Fontane u. Co. —

— Nicolaus Krauß: „Die Stadt.“ Roman. Berlin. F. Fontane u. Co. —

— Kurt Martens: „Die Vollendung.“ Roman. F. Fontane u. Co. —

— Johannes Schlaf: „Die Suchenden.“ Roman. Berlin. F. Fontane u. Co. —

— Fedor v. Bobeltig: „Die Freibeuter.“ Roman. 2 Bde. Berlin. F. Fontane u. Co. —

— Anton Tschadow: „Dunkel Banja.“ Deutsch von August Scholz. Drama. Berlin. Dr. John Edelheim. —

— Anton Tschadow: „Drei Schwestern.“ Deutsch von August Scholz. Drama. Berlin. Dr. John Edelheim. —

— Hugo v. Tschudi: „Manet.“ Berlin. Bruno Cassirer. —

— Arne Garborg: „Dauerstudenten.“ Roman. Berlin. S. Fischer. —

— Efraim Frisch: „Das Verlöbniß. Geschichte eines Knaben.“ Roman. Berlin. S. Fischer. —

— Gertha Allmers: „Agathe Foreta.“ Drama. Berlin. Dr. John Edelheim. —

— A. Edou: „Der Kampf ums Licht!“ Drama. Berlin. A. Dressels Verlag. —

— Josef F. Prochet: „Nemesis.“ Drama. Dresden u. Leipzig. E. Piersons Verlag. —